

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Der Weg meines Lebens

Ehrlich, Josef R.

Wien, 1874

Vorwort.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2069

V o r w o r t.

In der öffentlichen Bibliothek einer großen Stadt gehen oft gar seltsame Kostgänger aus und ein, und Anregung zu interessanten psychologischen Studien ist in Fülle gegeben. Vor etwa sieben Jahren fiel mir während meiner Dienststunden in der k. k. Hofbibliothek in Wien ein junger Mann auf, der regelmäßig um neun Uhr erschien und um elf Uhr sich entfernte. Er fiel mir auf, ebenso durch seine äußere Erscheinung, als durch das Werk, welches er unablässig las, und in das er sich, Alles um sich her vergessend, mit stillem Entzücken versenkte.

Er mochte etwas über zwanzig Jahre alt sein, ärmlich gekleidet, unansehnlich, schwarze Haare, die verwildert herumhingen, eine mächtige Stirne, die den Phantasten oder Denker andeutete, funkelnde Augen und um den Mund einen Zug: halb kindliche Naivetät, halb eigensinnigster Trotz.

Er las unausgesetzt in den Werken des berühmten Mystikers Jacob Böhme. Wie oft beobachtete ich ihn von meinem Platze aus, wie er mit andächtiger Vertiefung Blatt um Blatt überflog, entzückt, als wäre ihm ein neues Licht über das Lebensrathsel aufgegangen, an die Decke blickte, um sich dann wieder in selbigem Selbstvergessen in den mystischen Born

dieser verlockenden Theosophie des Görlitzer Schusters zu versenken.

Ging es gegen elf Uhr, wie verdrossen blickte er nach dem Stundenzeiger, der ihn, wie es schien, von dem geliebten Buche wegzwang in die rohe Wirklichkeit seines kummervollen Daseins. Nur mit Widerwillen stand er auf, öffnete nochmals und nochmals das schon geschlossene Buch, um noch im Fluge einige erbauliche Zeilen zu lesen und übergab es mir endlich mit der inständigsten Bitte, es ihm ja für morgen aufzubewahren.

Er ging — und oftmals sah ich ihm aus dem Fenster nach, wie er in den kalten Wintertagen in leichtem, dünnem Gewande über den Josefsplatz dahinhüschte, um sich dann in eine der Nebengassen zu verlieren. So regelmäßig war sein Kommen und Gehen durch Wochen und Monate, daß ich mich an ihn, wie an eine nothwendig zu meinem Tagewerke gehörende Erscheinung schon fast gewöhnt hatte. Noch hatte ich kein weiteres Wort mit ihm gewechselt.

Mittlerweile mochte er wohl erfahren haben, daß ich mit dem Theater in irgend einer Verbindung stehe, denn eines Tages trat er schüchtern an mein Pult heran und überreichte mir das zierliche Manuscript eines Drama's, das er verfaßt, und über welches er sich mein Urtheil erbat.

Es hieß „Hermann, der Cherusker-Fürst“. Fast ist schon so viel Tinte aus der Feder deutscher Jünglinge bei der Bearbeitung dieses Stoffes geflossen, als den Römern im Teutoburger Walde Hermann Blut erpreßt haben mag. Ich las das Stück. Ein seltsames Product. Von geschichtlichem Kolorit, von einer den Verhältnissen angepaßten Charakteristik, von technischer, bühnengemäßer Dekonomie keine Rede, dabei sprachlich voll Fehler, im Versmaß und Rhythmus die größte Willkürlichkeit — und dennoch blizte hin und wieder aus dem chaoti-

u ver-
r nach
liebten
vollen
hmal's
Fluge
endlich
ahren.
nach,
n Ge-
nn in
c sein
o mich
ke ge-
tte ich

schen Gemirre ein eigenthümlicher Gedankengang hervor, manchen tiefpsychologische Wendung, ja sogar ein echt dramatischer Impuls machte sich da und dort fühlbar. Ich sagte ihm unverhohlen meine Meinung, und forderte ihn auf, den Jacob Böhme, der ihn in seinem Denken verwirren, und sprachlich auf Abwege leiten müsse, aufzugeben, dafür aber stylistische und historische Studien zu machen.

Ueber diesen meinen Rath schien er jedoch ungehalten zu sein. „Was des Wissens werth ist,“ meinte er „finde ich in meinem Böhme, und was der Kunst werth ist, trage ich in mir. Ich werde Ihnen demnächst ein Drama überreichen, das im Geiste dieses univervellen, göttlichen Denkers gedichtet, eine neue Epoche der Literatur eröffnen soll.“ Dieses Wort ließ mich einen näheren Einblick in sein Wesen thun; ich erwiederte ihm nichts, und sah gespannt seiner mir verheißenen Arbeit entgegen.

Nach einigen Wochen legte er zwei Acte eines Stückes in meine Hand, welches den Titel „Jacobo Ortis“ trug.

Ich las es, und mir schwindelte, indem ich es las. Wiß und Abergwiß, Tieffinn und Unsinn, sprachliche Kraft und unverständliche Redeweisen bunt durcheinander. Scheu und aufgeregt erschien nach einigen Tagen der junge Poet, um mein Urtheil zu vernehmen. So ängstlich blickte er in mein Gesicht, als ob die Entscheidung seines Lebensschicksals von meinem Ausspruche abhinge. In der mildesten Form sagte ich ihm, daß ich die beiden Acte gelesen, über sie aber kein Urtheil abgeben könne, da ich sie nicht verstanden. Nie werde ich den Ausdruck des Entsetzens vergessen, mit dem er mich anstarrte. Doch bald übermannte Wehmuth sein ganzes Wesen, Thränen kamen ihm in die Augen, und ohne mir weiter ein Wort zu sagen, wendete er sich weg, und ging wie zerschmettert zur Thüre hinaus. Tags darauf kam er jedoch wieder, frisch,

ch mit
eines
reichte
erfaßt,
schon
er Be-
Leuto-
s das
olorit,
, von
prach-
Will-
haoti-

aufgeräumt und wie neubeseelt, versuchte mir den Gang seines Stückes klar zu machen, die Bedeutung der mystischen Charaktere zu enthüllen und als Alles dieses mir dennoch sein wunderliches Opus nicht näher zu bringen vermochte, erklärte er, nicht früher wiederkommen zu wollen, als bis das ganze Werk vollendet wäre, dann würde ich ihm gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich nahm diese Erklärung nicht für Ernst, allein es vergingen Wochen, Monate — der Dichter von „Jacobo Ortis“ ließ sich wirklich nicht sehen.

Er fehlte mir ordentlich. Ich hatte mich schon derart an ihn gewöhnt, daß mir sein Wegbleiben immer empfindlicher wurde. Ich wußte nichts Weiteres von ihm, als daß er Ehrlich heiße, Stunden gebe bei sehr armen Leuten, die ihn mit Mittagessen und Vesperbrot zahlten, und daß er bei der Unsicherheit dieses Erwerbes fortwährend zwischen Leben und Verhungern schwankte. Schon dachte ich, er sei in der großen Stadt zugrundegegangen, wiederholt las ich die Namen der in den Spitalern Gestorbenen, der auf der Gasse obdachlos Aufgegriffenen, ob ich nicht seinen Namen unter ihnen fände, — da tauchte er eines Tages plötzlich mit einer gewichtigen Rolle in der Hand vor mir auf, hob sie in die Höhe und rief frohlockend: „Jacobo Ortis ist fertig!“ — Doch zu meiner Beschämung muß ich gestehen, auch in der vollendeten Gestalt war mir seine Dichtung nicht verständlich, wie sehr ich auch anerkennen mußte, daß sie Partien enthielt, die von einer eigenthümlichen, ja außerordentlichen poetischen Kraft zeugten.

Da dem armen jungen Manne das ganze überquellende Herz an der Veröffentlichung dieses Werkes hing, und gewiß kein Buchhändler sich gefunden haben würde es in Verlag zu nehmen, versuchte ich Bekannte, Gönner und Freunde für eine Subscription, die die Druckkosten decken, und vielleicht noch

einen
gelan
Trag
öffnen

wie
ausf
mal
Ehrl
auf
gebe
ich n
den
könn
Gan
ihn
theil
Besch
unm
ziehe

inner
Es
von
und
diese
hil
eiter
gestel

Deffe
Kreiß

einen kleinen Ueberschuß abwerfen würde, zu gewinnen. Es gelang. „Jacobo Ortis“ wurde in 100 Exemplaren, eine Tragödie von 277 Seiten, gedruckt, und sogar in einigen öffentlichen Blättern nicht allzu mißgünstig besprochen.

Was jetzt mit dem Dichter anfangen? Ich zeigte ihm, wie auch Andere sich gleichstimmig mit mir über das Werk aussprachen, und wie wohl er daran thun würde, sich doch einmal dem Realen, dem Gesunden und Wirklichen zuzuwenden. Ehrlich aber wollte nicht hören. Neuerdings behauptete er, daß er auf dem rechten Wege sei, daß es für ihn nichts Wirklicheres gebe, als Gott, und die sich auf ihn beziehende Gedankenwelt: ich müsse ihn nur recht verstehen. Auf die Frage, wie ich denn zum Verständnisse seines Denkens und Dichtens gelangen könne, gab er mir zur Antwort, wenn ich sein Leben und den Gang seiner inneren Entwicklung erfahren werde. Da forderte ich ihn auf mir in Form von Briefen seine Lebensentwicklung mitzutheilen, hatte aber dabei vor Allem im Auge, durch diese geistige Beschäftigung mit etwas Erlebtem und Objectiven ihn auf eine unmerkliche Weise von seinen mystischen Träumereien hinwegzuziehen.

Tag um Tag brachte er mir einen Brief, und diese „Erinnerungen“ erregten ein immer lebendigeres Interesse in mir. Es eröffnete sich meinem Auge ein Einblick in Verhältnisse, von denen ich keine Ahnung hatte; es traten Menschen, körnig und plastisch geschildert, mir entgegen, wie ich es der Feder dieses jungen Mannes gar nicht zugemuthet hätte, es waren Schilderungen aus einem Volksstamme, dessen Eigenthümlichkeiten in dieser Weise, so viel mir bekannt, noch nicht dargestellt wurden.

So übergebe ich denn diese Lebens-Erinnerungen der Deffentlichkeit, mit der Ueberzeugung, daß sie auch in weiteren Kreisen Theilnahme finden werden.

Daß das Erscheinen dieses Buches möglich wurde, danke ich dem bereitwilligen Entgegenkommen des Verlegers, und der werkhätigen Unterstützung einiger Freunde. —

Von der Aufnahme dieser Blätter wird es abhängen, ob auch die Fortsetzung der Briefe, die weiteren Erlebnisse in Wien, oder wie der Autor meint, der Weg von dem tiefsten, trübsten Pfuhl des Aberglaubens und der Orthodorie bis zum reinsten Gipfel deutscher Philosophie und Kunst, als zweiter Band folgen sollen.

Wien, im December 1873.

Josef Weilen.

der
nich
daß
in
Mu
Che
war
und
wes
lich
thei
um
So
niff
nur
erh

Ze
Sta
z.
Br
Bo
zur